

10.3 Essay: Humes Nominalismus – einfache Eindrücke als Tropen

Tropes are brought before the mind by an act of abstraction. That is the sense, and the only sense, in which they are abstract entities. They are in Humes sense substances, and indeed resemble his impressions, conceived realistically rather than idealistically. (Campbell 1983, 130)

10.3.1 Hume als Metaphysiker

Hume gilt als strenger und scharfsinniger Kritiker der Metaphysik seiner Vorgänger. Thomas Reid aber, der Kritiker Humes, preist den Verfasser des *Treatise* „as the greatest Metaphysician of the Age“. Wie passt das zusammen? Hat Hume die Metaphysik nicht durch Epistemologie und Psychologie ersetzt? Tatsächlich ist Reid (und viele weitere Leser von Hume) dieser Ansicht, denn er glaubt, Humes System sei „founded upon one principle“ nämlich, dass „all objects of human thought are either Impressions or Ideas“.¹ Reid versteht Hume so, dass dieser mit seiner Unterscheidung zwischen Eindrücken und Ideen schlicht eine Unterscheidung *innerhalb* der Ideentheorie und mithin innerhalb einer Klasse psychischer oder epistemischer Entitäten eingeführt hat. Demgegenüber soll in diesem systematischen Essay behauptet werden, dass man Humes einfache Eindrücke nicht als psychische oder epistemologische Entitäten auffassen muss, sondern mit guten Gründen als eine *ontologische Kategorie* verstehen kann. Humes Eindrücke sind keine Einwirkungen auf die Sinne oder Resultate von Einwirkungen auf die Sinne, sondern partikuläre oder spezifische Eigenschaften. Solche Eigenschaften werden in der gegenwärtigen Metaphysik als „Tropen“ bezeichnet (vgl. Abschnitt 3.3).² Hume ist also in der Tat ein großer „Metaphysician of

¹ Reid 1997, 257.

² Der Ausdruck „Tropen“ mag seltsam klingen. Normalerweise versteht man unter „Tropen“ ein bestimmtes Klima, einen Bereich um den Äquator, Figuren der Rhetorik und der Argumentation oder bestimmte Tonfolgen. Einzeleigenschaften werden manchmal auch als „abstrakte Individuen“, „individuelle Eigenschaften“, „Qualitons“, „individuelle Akzidentien“ bezeichnet. Edmund Husserl nannte sie „Momente“. Eine systematische Ausarbeitung findet sich bei Campbell 1990 und Bacon 1995. Der Ausdruck „Trope“ wurde von Donald C. Williams eingeführt,

the Age“, aber anders als Reid denkt. Er steht mit einem Bein außerhalb der Ideentheorie und ist unterwegs zu einer Ontologie, die ohne Substanzen, Essenzen und Universalien auszukommen versucht.

Zweifellos sind *Ideen* für Hume mentale Repräsentationen und Assoziationen zwischen Ideen mentale Assoziationen. Aber was ist mit Eindrücken? Genauer: mit Eindrücken der Empfindung? Ideen repräsentieren Eindrücke, doch Eindrücke repräsentieren nicht. Folglich sind sie auch keine Repräsentationen. Ähnlich wie Berkeley macht Hume nicht Dinge zu geistigen Eindrücken, sondern Eindrücke zu Dingen. Eindrücke repräsentieren nicht Dinge, sie sind die Dinge (genauer: Dinge sind Bündel von Eindrücken). Deshalb verbergen sich in Humes Ontologie hinter diesen Dingen auch keine merkwürdigen realen „Doppelgänger“ mehr. Aber sind Eindrücke nicht doch *mentale* Entitäten, nämlich nicht-repräsentationale? Anders als Berkeley beharrt Hume nicht darauf, dass Eindrücke geistige Entitäten sein müssen, sie können nämlich prinzipiell auch unabhängig vom Geist existieren. Hume bezeichnet Eindrücke häufig als „Objekte“. Mit dem Ausdruck „Objekt“ meint Hume je nach dem „Dinge, die im Geist existieren“, oder „intentionale Objekte von Ideen“ oder aber „äußere, geistunabhängige Dinge“ (vgl. K1).³ Weiter ist Hume der Auffassung, dass Eindrücke unabhängig von ihrem Perzipiertwerden, d.h. unabhängig vom Geist, existieren können (vgl. T 1.4.2.40). Perzeptionen können selbständig existieren, denn sie sind abtrennbar (vgl. K35). Es ist vorstellbar und deshalb möglich, dass Perzeptionen unabhängig vom Geist existieren (vgl. T. 1.4.2.40; siehe außerdem K38). Es ist also durchaus möglich, Eindrücke als *nicht-mentale* Entitäten aufzufassen, und zwar nicht allein als intentionale Objekte (die stets einen Bezug zum Geist haben), sondern eben als geistunabhängige Objekte. Dieses Prinzip ist für die folgende Deutung einfacher Eindrücke als Tropen entscheidend.⁴

Es gibt darüber hinaus einen natürlichen Grund in der Metaphysik mit Tropen anzufangen: die spezifischen Eigenschaften von Dingen sind nämlich das erste, was uns im über die Sinne vermittelten Umgang mit der Welt begegnet. Für einen empirischen Philosophen ist es deshalb

der bereits bemerkt, dass „the ideas of Locke and Berkeley, the ideas and impressions of Hume“ mit Gewinn als Tropen aufgefasst werden können (Williams 1953, 17). Da der Ausdruck sowohl von Williams als auch von Campbell 1983 (vgl. das obige Motto) mit Bezug auf Hume verwendet wird, soll er hier beibehalten werden.

³ Vgl. Grene 1994.

⁴ Kail 2007, 28f. spricht von einem grundlegenden Prinzip der Humeschen Philosophie.

auch natürlich mit diesen Eigenschaften anzufangen. Doch dies bedeutet nicht, dass er diese Eigenschaften nur deshalb, weil wir ihnen in der sinnlichen Erfahrung begegnen, zu psychischen oder epistemischen Entitäten machen muss. Offenbar wird Hume jedoch oft so verstanden.⁵

Man kann die These, dass Eindrücke die basale ontologische Kategorie in Humes Philosophie sind, auch durch eine Betrachtung seiner Kritik des Substanzmodells motivieren. Perzeptionen sind nämlich ontologisch nicht darauf angewiesen im Geist zu existieren, sie inhärieren dem Geist nicht wie Attribute einer Substanz und sind auch keine Modifikationen einer Substanz (vgl. T 1.4.5). Der Geist ist nämlich „ein Bündel oder eine Ansammlung verschiedener Perzeptionen, die durch bestimmte Beziehungen untereinander verbunden sind“ (T 1.4.6.4; vgl. T 1.1.6.1–2). Perzeptionen bildet sich der Geist nicht ein, sondern sie bilden den Geist. Hume erläutert: „Ich sage, dass sie den Geist bilden [*compose*], und nicht zu ihm gehören. Der Geist ist keine Substanz, dem Perzeptionen inhärieren.“ (A 28)⁶ In der Philosophie des 17. Jahrhunderts gibt es verschiedene Auffassungen davon, was Ideen sind. Aber fast allen Auffassungen zufolge sind Ideen Eigenschaften eines Geistes, d.h. einer immateriellen Substanz. So sind sie Modifikationen der denkenden Substanz (Descartes), Eigenschaften von Geistern (Berkeley), Modifikationen von Gottes Attribut des Denkens (Spinoza) usw. Das ontologische Modell, das diesen Auffassungen zugrunde liegt, kann man als „Substanzmodell“ bezeichnen: Eigenschaften (Attribute oder Modi) inhärieren einer Substanz, die sie gleichsam trägt, selber aber nicht getragen wird, sondern selbstständig existiert. Das Substanzmodell wird nicht nur auf den Geist angewandt, sondern auch auf die Materie. Entweder sind Gegenstände selbst Substanzen, die Eigenschaften haben, oder Gegenstände sind Modifikationen einer Substanz. Hume verwirft das Substanzmodell (vgl. T 1.4.3–5). Das hat erhebliche Folgen. So betrachtet er

⁵ Daran trägt sicher auch Humes vieldeutige Begriffsverwendung Schuld. Die folgende Stelle etwa scheint gegen die hier vorgeschlagene Deutung zu sprechen: „When we feel a passion or emotion, or have the images of external objects conveyed by our senses; the perception of the mind is what he calls an impression.“ (A 5, vgl. T 1.1.1.1 FN). Hier spricht Hume noch von Eindrücken als Bildern (obwohl sie keine Kopien sind), von Perzeptionen des Geistes (als würden sie einer Substanz inhärieren) und trennt noch nicht zwischen dem Akt des Empfindens oder Wahrnehmens und dem Objekt (dem Empfundenen oder Wahrgenommenen).

⁶ „Humean perceptions cannot possibly be defined as an object of knowing or awareness, unless we completely disregard his explicit rejection of a self that can make such knowing or awareness possible.“ (Butchvarov 1959, 104)

den Streit um die Frage, ob Ideen und andere Perzeptionen einer materiellen oder einer immateriellen Substanz inhärieren, als müßig (vgl. T 1.4.5.6). Hume kritisiert das Substanzmodell auf vielfältige Weise. Für unsere Zwecke ist die folgende Überlegung wichtig, die von einer verbreiteten Definition der Substanz ausgeht: „substance is something which may exist by itself.“ (T 1.4.5.5)⁷ Hume diskutiert diesen Vorschlag, indem er sich auf zwei für ihn grundlegende Prinzipien beruft. Dem *Vorstellbarkeitsprinzip* (K38) gemäß ist „nichts, wovon wir eine klare und deutliche Idee bilden können, [...] unsinnig oder unmöglich“ (T 1.1.7.6). Was klar auf bestimmte Weise vorgestellt werden kann, dem ist es *möglich*, auf diese Weise zu existieren. Anders gesagt: Was keinen Widerspruch einschließt und deshalb nicht vorgestellt werden kann, dem ist es Hume zufolge auch nicht möglich zu existieren. Das *Trennbarkeitsprinzip* (K35) besagt, „dass alle Objekte, die verschieden sind, auch unterscheidbar sind, und dass alle Objekte, die unterscheidbar sind, in Gedanken oder in der Einbildungskraft getrennt werden können“ (T 1.1.7.3). Sobald sie getrennt werden können, ist es ihnen aufgrund des *Vorstellbarkeitsprinzips* auch möglich getrennt zu existieren. Humes Überlegung lautet, wie wir gesehen haben, dass Perzeptionen unterscheidbar und somit verschieden sind, und deswegen getrennt existieren können (vgl. T 1.4.5.5).⁸ Perzeptionen brauchen also keine Substanzen, denen sie inhärieren, vielmehr sind Perzeptionen (der geläufigen Definition zufolge) selbst Substanzen. So kann man sagen, dass Perzeptionen die ontologischen Einheiten in Humes Philosophie sind, so wie Substanzen die ontologischen Einheiten im kritisierten Substanzmodell sein sollten. Allerdings

⁷ Diese Definition ist unter Vertretern des Substanzmodells verbreitet (vgl. Descartes, *Principia philosophiae* 1.51; AT VIII/1, 24; Spinoza, *Ethik* 1 def. 3, Bd. 1, S. 179).

⁸ Es ist wichtig, stets in Erinnerung zu behalten, dass Hume keine realen und notwendigen Verbindungen zwischen Perzeptionen zulässt. David Lewis hat dieses „Humesche Prinzip“ so formuliert: „anything can coexist with anything else [...]. Likewise, anything can fail to coexist with anything else.“ (Lewis 1986, 87f.) Der zweite Teil der Reformulierung ist zweideutig. Man kann sagen: Von zwei beliebigen Objekten kann jedes ohne das andere existieren. Oder: Jedes Objekt kann selbständig existieren, ohne ein von ihm verschiedenes Objekt. Die zweite Formulierung ist sehr stark. Denn sie impliziert, dass etwas unabhängig von allen anderen Einzeldingen existieren kann. A könnte das einzige Individuum in einer für uns vorstellbaren Welt sein. In der A-Welt existiert nur A, sonst nichts. A wäre nicht aus etwas anderem hervorgegangen, würde nicht neben oder nach oder in etwas anderem existieren. Da ein Individuum aber mit keinem anderen Individuum notwendig verbunden ist, ist eine A-Welt möglich. Hume, so scheint mir, vertritt diese stärkere Version.

gibt es zweierlei Perzeptionen: Ideen und Eindrücke (vgl. K2). Da Ideen Eindrücken nachgeordnet und somit von ihnen abhängig sind (vgl. K12), ist im strengen Sinne nur ein Eindruck „something which may exist by itself“.⁹ Führt man diesen Gedanken weiter, so betrachtet man Humes Eindrücke „realistically rather than idealistically“ (wie es im oben vorangestellten Motto von Campbell heißt) und kann annehmen, dass die Eindrücke nicht nur subjektive Grundelemente der Welt sind, sondern kategoriale.

10.3.2 Humes ontologische Grundthese: Tropen-Nominalismus

Hume vertritt als ontologische Grundthese, dass die basalen Strukturen der Realität durch einfache Eindrücke gebildet werden. Diese sind, wie wir sehen werden, durch Ähnlichkeit und Kontiguität miteinander verbunden. Hume selbst formuliert seine These jedoch auf andere Weise. In der Diskussion abstrakter Ideen, behauptet er, „dass es in der Natur nur Individuen gibt [*everything in nature is individual*]“ (T 1.1.7.6). Hume sollte hier so verstanden werden, dass es nicht nur im Bereich der *Natur* ausschließlich Individuen gibt, sondern dass es alles in allem nichts als Individuen gibt.¹⁰ Nominalismus ist die These, dass es nur Individuen, aber keine Universalien gibt. Hume ist also ein Nominalist. Was ist mit einem Individuum gemeint? Individuen können entweder einzelne Gegenstände oder einzelne Eigenschaften sein. Einzelne oder partikuläre Gegenstände sind beispielsweise Rosen, Pferde oder Personen. Einzelne oder partikuläre Eigenschaften hingegen sind dieses Rot der Rose, die besondere Schönheit eines Pferdes oder die Sokrates eigene Weisheit. Einzeleigenschaften werden, wie bereits erwähnt, als „Tropen“ bezeichnet. Nun sehen wir, dass die positive These des Nominalismus mindes-

⁹ Hier könnte man einwenden, dass nach der vorgestellten Überlegung auch Ideen getrennt und selbständig existieren können müssen. Das trifft zu. Doch wie wir sehen werden, sind Eindrücke Ideen gegenüber basal (Abschnitt 3.3).

¹⁰ Die Art und Weise, wie hier „Individuum“ verwendet wird, weicht vom Alltagsgebrauch ab. Dort bezeichnet ein Individuum in erster Linie eine Person. In der Metaphysik hingegen wird jedes Einzelding als „Individuum“ bezeichnet. Logische Individuen können von raumzeitlichen Individuen unterschieden werden. Ein logisches Individuum ist alles, was mit Prädikaten versehen werden kann und auf das mit singulären Termen Bezug genommen wird. Der Gegenbegriff ist „Prädikat“. Raumzeitliche Individuen hingegen sind z.B. mittelgroße Gebrauchsgegenstände oder physischen Objekte. Der Gegenbegriff ist „Universalie“.

tens zwei Versionen zulässt, denn Individuen können entweder einzelne Gegenstände oder einzelne Eigenschaften sein. Der „Gegenstandsnominalist“¹¹ lässt nur Gegenstände zu und bestreitet, dass es Eigenschaften gibt, sei es in der Form von allgemeinen oder abstrakten Eigenschaften (Universalien) oder in der Form von Einzeleigenschaften (Tropen). Der „Tropennominalist“ lässt zwar Einzeleigenschaften zu, betrachtet aber Gegenstände als Tropenbündel. Dinge (z.B. eine bestimmte Rose) bestehen ganz aus Tropen, d.h. sie bestehen nur aus den bestimmten Qualitäten, die sie haben, nämlich aus Farben, Form, Größe, Duft usw. Eine Rose, ein Pferd oder Sokrates sind Tropenbündel. Nicht nur Dinge bestehen aus Tropen, sondern auch Eigenschaften (Rotheit, Schönheit, Weisheit). Eigenschaften sind Ähnlichkeitsklassen von Tropen. Nun können wir die These, dass Humes einfache Eindrücke als basale ontologische Kategorie betrachtet werden sollen, präzisieren: Einfache Eindrücke sind Tropen.

Hume ist ein Tropennominalist. Wir werden die These in Abschnitt 3.3. begründen. Hier ist es zunächst hilfreich, sich eine Vorstellung davon zu machen, was Tropen sind. Stellen wir uns eine Rose vor (keine bestimmte Rosenart, sondern ein Exemplar einer Art). Sie hat einen ganz bestimmten hellen Pinkton, ihr Pink. Dieses Pink ist eine Qualität einer bestimmten Rose, die diese und nur diese Rose hat, sie ist keine Instanz der allgemeinen Eigenschaft (Universalie) der Pinkheit. Cicero und Hitler sind beide beredt, aber sie haben verschiedene Arten der Beredtheit. Damit ist nicht gemeint, dass Ciceros Beredtheit elegant und Hitlers Beredtheit brachial ist, sondern Ciceros Beredtheit ist eine Eigenschaft allein von Cicero, Hitlers Beredtheit (glücklicherweise) nur von Hitler. Manchen mag der Gedanke unmittelbar einleuchten, dass es individuelle, unwiederholbare Eigenschaften gibt. Keine zwei Blütenblätter sind genau gleich und das Pink meiner Rose ist nicht das Pink deiner Rose. Einige Philosophen halten diese Vorstellung für mysteriös. Der Unterschied zwischen dem Pink *meiner* Rose und dem qualitativ identischen Pink *deiner* Rose, so würden sie sagen, ist ganz und gar

¹¹ Weil für den Gegenstandsnominalisten keine Eigenschaften existieren, wird seine Version des Nominalismus auch als „extremer Nominalismus“ bezeichnet. Der Tropennominalist hingegen ist ein „moderater Nominalist“, weil er Eigenschaften zulässt (Armstrong 1989). Ausgehend von dieser Unterscheidung kann man weitere Versionen unterscheiden (vgl. Moreland 2001). Der hier relevante Tropennominalismus, behauptet jedoch, dass es nur Tropen gibt, und dass Gegenstände Tropenbündel sind. Auch dies ist, wenn man so möchte, eine extreme, dafür aber elegante Position.

abhängig vom numerischen Unterschied der beiden Rosen. Nun ist es natürlich eine Sache von Erfahrung und Beobachtung, dass Tropen sozusagen immer zusammen unterwegs sind. Doch man kann von den anderen Eigenschaften einer Rose *abstrahieren*, indem man lediglich auf ihre Farbe achtet (vgl. das Motto von Campbell). Es ist also vorstellbar, dass Tropen selbständig existieren und nicht zu einem bestimmten Bündel gehören. So können sie auch an zwei verschiedenen Orten existieren, nämlich dort, wo dein Rosentropenbündel ist, und hier, wo sich mein Rosentropenbündel befindet. Und deshalb handelt es sich um verschiedene Eigenschaften. Aber ist es nicht ausgesprochen seltsam, dass Farbe, Masse oder elektrische Ladung existieren können sollen, ohne Farbe, Masse oder Ladung *von* etwas zu sein?¹² Das ist nur seltsam, wenn man glaubt, Gegenstände seien zusammengesetzt aus einem Etwas, das Eigenschaften hat. Der Tropennominalist lehnt diese Sichtweise ab. Für ihn sind Einzeldinge Tropenbündel. Eine Eigenschaft eines Gegenstands sein, heißt dann nicht, durch etwas „instantiiert“ zu sein oder in etwas zu „inhärieren“, sondern *Teil* eines Bündels zu sein.

Alle Nominalisten müssen mindestens drei Fragen beantworten: Warum bestreiten sie die Existenz von Universalien und wie glauben sie die Erklärungskraft von Universalien ersetzen zu können? Was sind Individuen als basale ontologische Kategorie? Wie baut sich aus Individuen die uns vertraute Welt oder die weniger vertraute Welt der Naturwissenschaft auf? Im Folgenden werde ich mich in erster Linie Humes Antwort auf die zweite Frage zuwenden. Die dritte Frage ist Gegenstand des ersten Buchs des *Treatise* überhaupt (vgl. T 1.3.9). Auf sie werden wir im Folgenden nicht weiter eingehen. Die erste Frage behandelt Hume innerhalb seiner Diskussion abstrakter Ideen (vgl. T 1.1.7).

10.3.3 Einfache Eindrücke sind Tropen

Die positive These des Nominalismus lautet, dass es nur Individuen gibt. Wie wir gesehen haben, setzt Hume Perzeptionen mit Substanzen gleich. Dies erlaubt die Vermutung, dass die Individuen in Humes Ontologie Perzeptionen sind. Zusammengesetzte Ideen bestehen aus einfachen Ideen und diese lassen sich auf einfache Eindrücke zurückführen (vgl. T 1.1.1.4). Da einfache Ideen von einfachen Eindrücken abstammen, können Ideen nicht die *basalen* Einheiten in Humes Ontologie sein.

¹² Armstrong 1989, 74.

Vielmehr muss es sich dabei um einfache Eindrücke handeln. Während einfache Eindrücke ohne Vorgänger auftreten, wiederholen nämlich einfache Ideen die ihnen entsprechenden einfachen Eindrücke. Ideen repräsentieren Eindrücke insofern, als sie ihnen ähnlich sind und von ihnen verursacht werden. Eindrücke hingegen sind keine Repräsentationen, denn sie sind keinen vorgängigen Perzeptionen ähnlich und werden auch nicht verursacht. Ein Eindruck „enthält keine repräsentationale Qualität, die sie zu einer Kopie [*copy*] irgendeiner anderen Existenz oder Modifikation macht“ (T 2.3.3.5). Sie sind „original existences“ (T 1.1.1.2). Folglich sind einfache Eindrücke die basalen ontologischen Einheiten in Humes Philosophie. Bei einfachen Eindrücken handelt es sich um eine Klasse von Perzeptionen. Einfache Ideen, als *einfache* Perzeptionen betrachtet, sind ebenso basal wie einfache Eindrücke. Als *Ideen* betrachtet sind sie jedoch einfachen Eindrücken nachgeordnet und nicht basal. Aus diesem Grund verdienen nur einfache Eindrücke die Bezeichnung „basale *ontologische* Einheit“. Zwar sind alle Perzeptionen selbständig existierende Einheiten (im Sinne von Humes Bemerkung, dass Perzeptionen nach der entsprechenden Definition von Substanz Substanzen sind), aber nur einfache Eindrücke sind *basal* selbständig existierende Eindrücke. Die positive nominalistische These, dass es nur Individuen gibt, bezieht sich als ontologische These also auf einfache Eindrücke. Perzeptionen werden durch drei Assoziationsprinzipien verknüpft: Ähnlichkeit, Kontiguität, Kausalität. Die Relation, die allen anderen zugrunde liegt, ist die Ähnlichkeit (vgl. T 1.1.5.3). Einfache Eindrücke, so Hume, werden in erster Linie durch die Relation der Ähnlichkeit miteinander verbunden (vgl. T 2.1.4.3). Die Ähnlichkeit ist folglich eine basale ontologische und nicht nur eine psychologische oder epistemologische Relation. Sie ist auf der Ebene der Eindrücke keine bloße Zutat des Geistes, sondern gehört zur Wirklichkeit selbst.

Zu den wichtigsten Eigenschaften von Gegenständen gehören (für uns und andere Tiere) Farben. Betrachten wir, inwiefern eine Farbe für Hume ein einfacher Eindruck ist, und beginnen wir mit der Stelle, an der Hume den Unterschied zwischen einfachen und zusammengesetzten Perzeptionen erstmals einführt. Man kann den Rest dieses systematischen Essays durchaus als ausführliche Interpretation allein der folgenden Passage verstehen, genauer: als Interpretation der Frage, was ein einfacher Farbeindruck sein soll:

Einfache Perzeptionen (Eindrücke und Ideen) erlauben keine weitere Unterscheidung noch Trennung. Im Gegensatz dazu können zusammengesetzte Perzeptionen in Teile zerlegt werden. Obwohl etwa eine bestimmte Farbe, ein bestimmter

Geschmack und ein bestimmter Geruch jeweils die Qualitäten dieses Apfels ausmachen, kann man doch leicht erkennen, dass sie nicht dasselbe, sondern zumindest voneinander unterscheidbar sind. (T 1.1.1.2)

Bei Geschmack, Geruch und Farbe scheint es sich um einfache Eindrücke zu handeln. Hume spricht ganz im Sinne der Tropentheorie davon, dass „eine bestimmte [*particular*] Farbe, ein bestimmter Geschmack und ein bestimmter Geruch“ die Qualitäten oder Eigenschaften dieses Apfels ausmachen. Hume betrachtet einfache Eindrücke also als partikuläre Eigenschaften. Ein Gegenstand (wie etwa der Apfel) besteht aus solchen Eigenschaften. Gemäß der Bündeltheorie müsste es nicht heißen, dass Farbe, Geschmack usw. die Qualitäten *des* Apfels ausmachen, sondern dass diese Qualitäten *den* Apfel ausmachen. Deshalb spricht Hume von „Teilen“. Die Tropen sind Teile des Apfels und „stecken“ nicht „im“ Apfel, werden nicht vom Apfel „getragen“, sind nicht „an“ den Apfel „geklebt“, „inhärieren“ nicht „im“ Apfel. Was bedeutet es nun, dass eine Perzeption *einfach* ist? Eine Perzeption ist einfach, wenn sie „keine weitere Unterscheidung noch Trennung“ erlaubt. Zusammengesetzte Perzeptionen erlauben sowohl Unterscheidung als auch Trennung, denn Humes Trennbarkeitsprinzip zufolge sind Unterscheiden und Trennen koextensive Tätigkeiten der Einbildungskraft.¹³

Nun können wir sehen, warum Humes Eindrücke „Tropen“ genannt werden können. Keith Campbell hat im 20. Jahrhundert eine Tropen-

¹³ Die Einbildungskraft operiert allerdings nur mit Ideen. So kann sie beispielsweise zusammengesetzte in einfache Ideen zerlegen. Dem Kopieprinzip zufolge ist eine einfache Idee eine Wiederholung eines einfachen Eindrucks, also gilt die Zerlegbarkeit auch für Eindrücke. Warum vermag aber die Einbildungskraft getrennte Ideen immer auch zu unterscheiden? Perzeptionen sind dem Geist transparent, d.h. sie haben keine Eigenschaften, die nicht bewusst wären (Transparenzprinzip): „For since all actions and sensations of the mind are known to us by consciousness, they must necessarily appear in every particular what they are, and be what they appear.“ (T 1.4.2.7) Wenn Perzeptionen unterscheidbar erscheinen, so sind sie es auch, d.h. sie sind trennbar. Es gibt hier keinen Platz für einen Irrtum, denn Perzeptionen sind als Perzeptionen betrachtet immun gegen Irrtum (Immunitätsprinzip): „Every thing that enters the mind, being in reality a perception, 'tis impossible any thing shou'd to feeling appear different. This were to suppose, that even where we are most intimately conscious, we might be mistaken.“ (T 1.4.2.7) Ein anderer Argumentationsstrang, der Hume offen steht, lautet: Die Vorstellung von *x* ohne die Vorstellung von *y* impliziert keinen Widerspruch. Also gibt es *zwischen* *x* und *y* keine reale oder notwendige Verbindung. Was getrennt vorstellbar ist, kann auch getrennt existieren (Vorstellbarkeitsprinzip, K46). Also können *x* und *y* getrennt existieren.

theorie ausgearbeitet (vgl. Motto). Campbell charakterisiert Tropen als einfach, basal und unabhängig. Eine Entität *A* ist *einfach*, wenn sie keine realen Teile (keine Teile, die nicht nur in einer Vernunftunterscheidung unterschieden werden können) hat. Eine Entität *A* ist *basal* relativ zu *B*, wenn *A* ohne *B*, *B* aber nicht ohne *A* existieren kann. Eine Entität *A* ist *unabhängig*, wenn *A* ohne eine von ihm verschiedene Entität existieren kann. Dies ist nichts Anderes als Humes Charakterisierung einfacher Eindrücke: Sie haben keine Teile, sind basal relativ zu Ideen und zusammengesetzten Perzeptionen und können unabhängig von allen anderen Objekten existieren.

10.3.4 Einfache Eindrücke, zum Beispiel Farbschattierungen

Doch welche Art von Einfachheit ist gemeint? Es scheint sich um qualitative Einfachheit zu handeln, denn Farbe, Geruch oder Geschmack sind „Qualitäten dieses Apfels“. ¹⁴ Aber welche Art qualitativer Einfachheit? Farbigein ist kein basaler einfacher Eindruck, sondern eine abstrakte allgemeine Idee. Ebenso ist Rotsein kein basaler einfacher Eindruck, denn Hume unterscheidet Farbschattierungen:

„Man wird, wie ich glaube, ohne Weiteres zugestehen, dass sich die etlichen einzelnen Ideen von Farbe, die durch die Augen eintreten [...], wirklich unterscheiden, obwohl sie sich zugleich ähneln mögen. Wenn dies nun auf verschiedene Farben zutrifft, so trifft es nicht weniger auf verschiedene Schattierungen derselben Farbe zu, dass jede von ihnen eine eigene und von den anderen unabhängige Idee hervorbringt. (T 1.1.1.10)

Diese Stelle impliziert, dass Hume sich das Farbspektrum als aus distinkten Farben und jede Farbe als aus distinkten Farbschattierungen bestehend vorstellt (streng genommen ist jede Schattierung eine Farbe), denn jede Farbe und jede Schattierung bringt eine „eigene und von den

¹⁴ Es könnte sich auch einfach um modulare Einfachheit handeln: Perzeptionen sind einfach, insofern sie aus einer bestimmten Sinnesmodalität stammen. So ist eine visuelle Perzeption einfach, insofern sie aus der visuellen Modalität stammt. Dies würde bedeuten, dass einfache Ideen qualitativ komplex sein können. Ein Beleg dafür scheint Humes Theorie der Vernunftunterscheidung, der zufolge Farbe und Form an sich nicht trennbar sind, sondern nur durch Vergleich (T 1.1.7.17–18). Wir werden gleich sehen, dass Farbschattierungen basale einfache Eindrücke sind. Dies spricht dafür, dass es Hume um qualitative Einfachheit geht. Denn die Farbwahrnehmung der visuellen Modalität lässt die Wahrnehmung verschiedener Farbschattierungen zu.

anderen unabhängige“ Idee hervor. Darüber hinaus muss die Anzahl der Schattierungen endlich sein. Andernfalls könnte nicht jede Schattierung eine eigene, unabhängige Idee hervorbringen, denn Hume ist der Ansicht, dass der Geist nicht unendlich viele Schattierungen (oder was auch immer) unterscheiden kann. Das Farbspektrum ist also diskret und endlich.

Farbschattierungen sind also (ein Beispiel für) basale einfache Eindrücke. Weder das Farbigsein noch das Farbehaben (Rotsein, Blausein, Gelbsein usw.) sind einfache Eindrücke. Wie sieht das Verhältnis zwischen Farbigsein, Farbehaben und Farbschattierung aus? Aus der Tatsache, dass etwas eine bestimmte Schattierung (Kobaltblau, Bordeauxrot) hat, folgt, dass es eine Farbe hat (Blau, Rot), und aus dieser Tatsache folgt, dass es farbig ist. Wir können das Verhältnis anhand der Unterscheidung von „Determinablen“ und „Determinanten“ charakterisieren. Farbigsein ist relativ zu einzelnen Farben eine Determinable, d.h. Farbigsein ist eine Disjunktion aus Rot, Blau, Gelb usw. Die Farben Rot oder Blau sind relativ zum Farbigsein Determinanten. Da das Farbspektrum diskret und endlich ist, ist die Eigenschaft des Farbigseins vollständig durch die Disjunktion aller Farben determiniert (festgelegt). Das Blausein ist relativ zu einem bestimmten Blauton wiederum eine Determinable, d.h. die Eigenschaft des Blauseins ist eine Disjunktion aus Blau_1 , Blau_2 , Blau_3 , ... Blau_n . Da das Farbspektrum endlich ist, ist die Eigenschaft des Blauseins vollständig durch die Disjunktion aller Blauschattierungen determiniert. Solche Schattierungen lassen sich nicht weiter trennen. Das bedeutet, dass sie sich nicht weiter determinieren lassen. Somit sind Farbschattierungen *kleinste Determinanten*, d.h. eine Farbschattierung ist eine Determinante, aber keine Determinable.

Wie werden Disjunktionen zwischen kleinsten Determinanten hergestellt? Durch Ähnlichkeiten. Die Ähnlichkeit zwischen Blau_2 und Blau_3 (eine Ähnlichkeit zwischen *Farbschattierungen*) ist eine andere Ähnlichkeit als jene zwischen Blau_3 und Blau_{18} . Es gibt partikuläre Ähnlichkeiten. Die Ähnlichkeit \ddot{A}_B zwischen der partikulären Ähnlichkeit Blau_1 - Blau_3 und der partikulären Ähnlichkeit Blau_3 - Blau_{18} (auch eine Ähnlichkeit zwischen Schattierungen) ist wiederum eine andere als die Ähnlichkeit \ddot{A}_G zwischen der Ähnlichkeit Grün_2 - Grün_3 und der Ähnlichkeit Grün_3 - Grün_{18} . Doch zwischen \ddot{A}_B und \ddot{A}_G gibt es die (wiederum partikuläre) Ähnlichkeit \ddot{A}_{BG} (eine Ähnlichkeit zwischen *Farben*) und so weiter. Die Ähnlichkeit Blau_1 - Blau_3 ist eine Ähnlichkeit erster, die Ähnlichkeit \ddot{A}_B eine Ähnlichkeit zweiter, die Ähnlichkeit \ddot{A}_{BG} eine Ähnlichkeit dritter Stufe. Ähnlichkeiten erster Stufe sind Ähnlichkeiten zwischen

kleinsten Determinanten. Wir sprechen dann vage von „großen“ Ähnlichkeiten. Ähnlichkeiten dritter Stufe (etwa die zwischen Determinablen wie Blau und Grün) sind weniger große Ähnlichkeiten.¹⁵

Ebenso wie Farbigein, Farben und Farbschattierungen können Ähnlichkeiten Determinablen und Determinanten sein. Ähnlichkeiten erster Stufe sind kleinste Determinanten, Ähnlichkeiten zweiter Stufe werden durch jene der ersten Stufe determiniert usw. Stellen wir uns nun vor, eine Blüte, eine Zwetschge und ein Wollschal hätten einen bestimmten Farbton, nämlich Blau₁₈. Blau₁₈ ist ein Teil des Blütenbündels, aber auch ein Teil des Zwetschgen- und Wollschalbündels. Die drei Farbtöne sind zwar qualitativ identisch (Blau₁₈), als Teile unterschiedlicher Bündel jedoch numerisch verschieden. Qualitative Identität bedeutet maximale Ähnlichkeit oder *Gleichheit*. Das heißt, dass zwischen den drei partikulären Ähnlichkeiten zwischen den drei Farbtönen kein Unterschied wahrnehmbar ist. Also sind die Ähnlichkeiten (im Unterschied zu den Qualitäten) nicht verschieden. Die drei Farbtöne (Qualitäten) sind unterscheidbar, insofern sie verschiedenen Bündeln angehören.

Einfache Eindrücke sind also *einfach* in folgendem Sinne: Sie haben keine Teile, sie sind qualitativ einfach, sie sind kleinste Determinanten. Zwischen einfachen Eindrücken gibt es gestufte partikuläre Ähnlichkeiten, deren Grenzwert Gleichheit ist. Haben wir nun nicht *zwei* ontologische Kategorien, einfache Eindrücke und Ähnlichkeiten? Nein, beides sind Tropen. Ebenso, wie es das bestimmte Blau eines Wollschals gibt, gibt es diese bestimmte Ähnlichkeit zwischen dem Blauton des Wollschals und dem Blauton des Pullovers. Auch Ähnlichkeiten sind Individuen. Die Ähnlichkeiten erster Stufe sind zwar *einfach* (ohne Teile), aber nicht *basal* (da sie nicht ohne einfache Eindrücke bestehen) oder *unabhängig* (da sie nicht ohne eine weitere Entität existieren). Das heißt: Einfache Eindrücke sind die basale ontologische Kategorie.

10.3.5 Zwei Probleme einer Humeschen Tropentheorie: Regress und Selektion

Gegen Nominalisten werden häufig zwei Vorwürfe formuliert. Wenn sich der Nominalist der Relation der Ähnlichkeit bedient, nimmt er nicht

¹⁵ Vgl. T 1.1.7.7 APP: „Blau und grün sind verschiedene einfache Ideen, doch sind sie sich ähnlicher als blau und scharlach, auch wenn ihre vollkommene Einfachheit jede Möglichkeit der Trennung oder der Unterscheidung ausschließt.“

doch Universalien in Anspruch? Auch Relationen sind doch Universalien, und wenn Hume Relationen in Anspruch nimmt, dann doch auch Universalien! Der *Regressvorwurf* lautet also, dass der Nominalist mit Ähnlichkeitsrelationen Universalien in Anspruch nimmt.

Wenn die Klasse der Gegenstände, die die Eigenschaft *F* haben, durch Ähnlichkeit konstituiert wird, stellt sich die Frage, welche Art von Ähnlichkeit zwischen diesen Gegenständen überhaupt für ihre Zugehörigkeit zur Klasse der Gegenstände mit *F* relevant ist. Vermutlich die Eigenschaft *F*. Aber die soll ja erst durch die Zugehörigkeit konstituiert werden! Wie werden also die relevanten Eigenschaften selektiert, für deren Ähnlichkeit wir uns interessieren? Der *Selektionsvorwurf* lautet also, dass man zuerst ähnliche Eigenschaften auswählen muss, bevor man Individuen überhaupt in Ähnlichkeitsklassen einordnen kann. Anders als der Gegenstandsnominalist kann der Tropennominalist auf beide Vorwürfe antworten. Doch die Antworten sind selbst wieder problematisch.

Gegenüber dem Regressvorwurf kann der Tropennominalist zunächst einfach sagen, dass er mit der Ähnlichkeitsrelation keine Universalie in Anspruch nimmt, da es sich um *partikuläre* Ähnlichkeiten handelt. Doch damit ist der Regressvorwurf nicht aufgehalten. Selbst wenn wir zugeben, bei der Ähnlichkeit zwischen zwei Eindrücken handle es sich um eine partikuläre Ähnlichkeit, so kann weiter gefragt werden, worin die Relation zwischen dieser partikulären Ähnlichkeit und den partikulären Eindrücken besteht. Ist die Ähnlichkeit den Eindrücken etwa ähnlich und diese zweite Ähnlichkeit der ersten und dem Eindruck wiederum ähnlich usw.? Oder besteht gar eine andere Art von Relation zwischen ihnen? Dieses Problem entsteht, weil Hume suggeriert, dass die Ähnlichkeit, auch wenn er sie natürlich nicht als Universalie versteht, eine *ontologische* Relation ist. Wir sagten aber, dass Eindrücke die *einzige* ontologische Kategorie sind, die Hume zulassen möchte: sie sind einfach, basal und unabhängig. Ähnlichkeiten sind zwar auch einfach, sie sind aber weder basal noch unabhängig. Was ist das aber für eine Kategorie, eine abhängige Kategorie? Könnte man eine Ähnlichkeit zwischen zwei Eindrücken von eben diesen Eindrücken trennen, wäre die Ähnlichkeit etwas, das selbstständig existieren könnte. Doch in diesem Falle wäre die Ähnlichkeit dem Trennbarkeitsprinzip zufolge ebenso unabhängig und basal wie ein Eindruck. Wenn man die Ähnlichkeit nicht von den Eindrücken abtrennen kann, dann wäre die Ähnlichkeit keine eigenständige ontologische Relation mehr. Wie kann Hume diesen Problemen begegnen? Er könnte die Ähnlichkeit zwischen zwei einfachen Eindrücken statt als externe Relation als interne Relation auffassen. Die Ähnlichkeit

ist kein drittes Element, das zu den beiden einfachen Eindrücken hinzukommt, sondern ergibt sich aus der Natur der einfachen Eindrücke. Sobald zwei Eindrücke qualitativ identisch sind, sind sie sich ähnlich. Diese maximale Ähnlichkeit zwischen qualitativ identischen Eindrücken haben wir oben als „Gleichheit“ bezeichnet. Gleichheit ist ein primitives, d.h. nicht weiter erklärbares Phänomen. Es besteht objektiv zwischen qualitativ identischen Eindrücken, kann aber nicht von den Eindrücken abgetrennt werden. Damit kann Hume sowohl dem drohenden Regress entgehen als auch dem Vorwurf, das Unding einer abhängigen, nicht-basalen Kategorie in seine Theorie einzubauen. Er braucht auch das Trennbarkeitsprinzip nicht abzuschwächen. Doch diese Lösung hat ihren Preis: Alle höherstufigen Formen der Ähnlichkeit müssen dann als Geschöpfe des Geistes betrachtet werden, denn sie resultieren nicht aus der qualitativen Identität von Eindrücken und können deshalb nicht als interne Relationen verstanden werden.

Kommen wir zum Selektionsvorwurf. Der Tropennominalist muss nicht zuerst ähnliche Eigenschaften auswählen, bevor er Individuen in Ähnlichkeitsklassen einordnen kann, denn die basalen Individuen (die einfachen Eindrücke) haben keine Eigenschaften, unter denen es eine Auswahl zu treffen gäbe: Einfache Eindrücke sind qualitativ einfach, sie haben, wenn man so will, nur eine einzige Eigenschaft. Gegenüber dieser Antwort lassen sich zwei Bedenken äußern. Das erste Bedenken bezieht sich darauf, dass jeder einfache Eindruck nicht nur *eine* Eigenschaft haben kann, sondern *viele*. So verweist Hume darauf, dass jede einfache Perzeption die Eigenschaft hat, einfach zu sein: „Dessen können wir uns schon aufgrund der beiden sehr abstrakten Ausdrücke *einfache* und *Idee* sicher sein. Sie umfassen alle einfachen Ideen.“ (T 1.1.7.7 APP) Wir müssen hier unterscheiden zwischen Effekten der Prädikation einerseits und ontologischen Kategorien andererseits. Die Eigenschaft der Einfachheit kann eine prädikative Eigenschaft sein, die dem Blauton als allgemeine Idee und vermittels des abstrakten Ausdrucks „einfache Perzeption“ und nicht als einfache Perzeption zukommt. Ist eine Eigenschaft ein Effekt der Bildung einer allgemeinen Idee (etwas, das Hume zufolge nur mittels der Sprache gebildet werden kann, vgl. T 1.1.7), so handelt es sich bei ihr nicht um einen Bestandteil einer einfachen Perzeption, sondern um einen „Aspekt“ (K42).

Schwerer wiegt aber das folgende Bedenken: Eine Farbschattierung nimmt Raum ein, sie hat Ausdehnung und Form. Es scheint, als ob ein einfacher Farbeindruck so etwas wie ein winziger Farbtupfer oder -fleck wäre. Es macht somit den Anschein, als ob ein Farbfleck zusammenge-

setzt ist und aus einem Farbton (Blau₁₈), einer bestimmten Ausdehnung (2 mm) und Form (rund) besteht. Folglich handelt es sich bei einem Farbfleck um keinen einfachen, sondern um einen zusammengesetzten Eindruck. Hume würde dieser Folgerung zustimmen. Ein Farbfleck ist ein zusammengesetzter Eindruck; dennoch ist er nicht aus den einfachen Elementen Qualität, Ausdehnung und Form zusammengesetzt. Denn die Idee einer Ausdehnung ist nicht einfach, sondern stets zusammengesetzt, und dem Kopieprinzip zufolge muss auch der entsprechende Eindruck zusammengesetzt sein. Deshalb erwähnt Hume bei der Einführung der Unterscheidung zwischen einfachen und zusammengesetzten Perzeptionen weder Form noch Ausdehnung, sondern nur Qualitäten wie Farbe oder Geruch. Lassen wir die Form beiseite, denn sie ist eine bestimmte Modifikation der Ausdehnung (vgl. T 1.4.6), und konzentrieren wir uns auf die Ausdehnung: Woraus ist die Ausdehnung zusammengesetzt?

10.3.6 Lokalisierbare, zusammengesetzte Eindrücke, zum Beispiel Farbflächen

Humes Auffassungen von Ausdehnung und Raum (bzw. von Dauer und Zeit) unterscheiden sich erheblich von den Auffassungen seiner Zeitgenossen. Seine These ist überraschend:

Der Blick auf den Tisch vor mir allein reicht aus, um mir eine Idee der Ausdehnung zu geben. Diese Idee ist nämlich gleichsam von den Eindrücken, die in diesem Moment den Sinnen erscheinen, geborgt und repräsentiert sie. Doch meine Sinne liefern mir lediglich Eindrücke von Farbpunkten, die auf bestimmte Weise angeordnet sind [*colour'd points dispos'd in a certain manner*]. Sollte das Auge noch auf irgendetwas Anderes treffen, so bitte ich darum, dass man es mir zeigt. Sollte es aber unmöglich sein auf etwas Anderes zu weisen, können wir mit Gewissheit folgern, dass die Idee der Ausdehnung nichts weiter als die Kopie dieser Farbpunkte und ihrer Erscheinungsweise [*the manner of their appearance*] ist. (T 1.2.3.4)

Die Idee der Ausdehnung ist eine Kopie von (mindestens zwei) Farbpunkten, die auf bestimmte Weise angeordnet sind. Farbpunkte haben weder Ausdehnung noch Form. Ein einfacher Farbeindruck ist also kein Farbtupfer oder -fleck, sondern ein Farbpunkt. Betrachten wir zwei Merkmale der Humeschen Auffassung, die ihn (mit der Ausnahme von Berkeley) von seinen Vorgängern absetzt. Erstens ist der Raum Hume zufolge nicht unendlich teilbar, es gibt kleinste Teile (*minima visibilia*). Diese kleinsten Teile sind ausdehnungslose, diskrete Punkte. Humes

Raum ist nicht kontinuierlich, sondern diskret. Zweitens vertritt Hume keine absolute Raumauffassung (wie Newton oder Clarke), sondern eine relationale. Ausdehnung besteht in der Relation zwischen Punkten.

Man kann Humes Raumauffassung im Sinne des mathematischen Begriffs eines (diskreten, topologischen oder metrischen) Raums rekonstruieren.¹⁶ Begnügen wir uns mit einer anschaulichen Analogie. Hume vergleicht die Welt der sichtbaren Dinge – und dieser Vergleich ist sehr sprechend für die metaphorologische Fundierung von Humes Sichtweise – mit gemalten Bildern auf einer Fläche: „Philosophen stimmen gewöhnlich darin überein, dass sämtliche Körper, die sich dem Auge darbieten, so erscheinen als wären sie auf eine glatte Fläche gemalt [*as if painted on a plain surface*].“ (T 1.2.5.8) Man kann die sichtbaren Dinge auch mit Bildern auf einem Computerbildschirm vergleichen. Um das farbige Bild einer Rose auf den Bildschirm zu projizieren (oder um es auszu-drucken), muss der Computer sich mit einer Oberfläche zufriedengeben, die aus einer *begrenzten* Anzahl von Pixeln besteht. Das Wort „Pixel“ ist aus „picture“ und „element“ gebildet. Pixel sind also Bildpunkte in einem Raster. Dreht man beispielsweise das Bild auf dem Schirm um 90°, so berechnet der Computer für die Rotation für jeden Pixel im Raster den entsprechenden Farbwert, und zwar mit einer endlichen Anzahl von Pixeln. Ein Bildschirm mit sehr hoher Auflösung ist eine gute Analogie für Humes Auffassung von Ausdehnung: Sie ist nichts weiter als die Relation zwischen diesen Bild- bzw. Farbpunkten.

Nehmen wir nun an, so Hume, wir hätten die Idee der Ausdehnung das erste Mal von einem purpurnen Gegenstand empfangen. Diese Idee würde nicht nur die Farbpunkte (d.h. einfache Eindrücke) und ihre Anordnung repräsentieren, sondern auch diese spezifische Schattierung (Purpur). Später abstrahieren wir vom Farbton „und bilden eine abstrakte Idee allein auf der Basis der Anordnung der Punkte bzw. ihrer Erscheinungsweise [*manner of appearance*]“ (T 1.2.3.5). Durch weitere Abstraktionsschritte gelangen wir zur Idee der Ausdehnung (und durch die Einbeziehung von Tasteindrücken gelangen wir schließlich zur Idee des Raums). Doch warum soll der Raum diskret sein? Warum bestreitet Hume seine unendliche Teilbarkeit? Erstens sind die Fähigkeiten des Geistes endlich, folglich kann keine Perzeption des Geistes aus unendlich vielen Teilen bestehen (vgl. T 1.2.1.1–3). Zweitens fordert uns Hume zu folgendem Experiment auf (vgl. T 1.2.3.4): Man male einen

¹⁶ Vgl. Falkenstein 2006, 62 ff.; Franklin 1994.

Tintenfleck auf ein Papier und entferne sich so weit vom Papier bis der Fleck nicht mehr zu sehen ist. Man wird feststellen, dass der Eindruck im Moment vor dem Verschwinden vollkommen unteilbar ist. Dieser Umstand verdankt sich nicht der biologischen Beschaffenheit unseres visuellen Systems. Führen wir denselben Versuch mit optischen Geräten durch, wird sich zuletzt auch ein unteilbarer Eindruck finden.

Auch wenn Farbpunkte (einfache Farbeindrücke, Farbtropen) Ausdehnung konstituieren, so muss doch ein Farbpunkt zumindest eine *Lage* haben. Stellen wir uns eine endliche diskrete Linie vor. Jeder Punkt auf dieser Linie hat einen unmittelbaren Vorgängerpunkt und einen unmittelbaren Nachfolgerpunkt, mit Ausnahme des letzten und des ersten Punktes. Zwischen allen diesen Punkten befinden sich keine weiteren Punkte, denn die Linie ist diskret und die Punkte sind nicht teilbar.¹⁷ Nun bilden wir aus mehreren solcher Linien eine Fläche, die aus roten und blauen Punkten besteht, wobei die roten Farbpunkte einer bestimmten Rotschattierung (immer Rot₁) und die blauen Punkte einem bestimmten Blauschattierung (immer Blau₂) entsprechen, d.h. zwischen den einzelnen Farbpunkten einer Farbschattierung besteht maximale Ähnlichkeit oder Gleichheit.

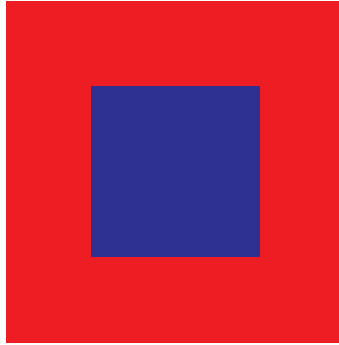
R1	R2	R3	R4
R5	B1	B2	R6
R7	B3	B4	R8
R9	R10	R11	R12

¹⁷ Da eine Linie stets eine bestimmte Länge hat und aus einer endlichen Anzahl von Punkten besteht, müsste man auch sagen können, wie viele es sind. Erinnern wir uns an Humes Experiment: Entferne Dich vom Tintenfleck, bis er gerade noch sichtbar ist. Nun messe man den spitzen Winkel beim Auge. Dem Kartographen und Astronomen Tobias Mayer (1723–1762) zufolge beträgt er 34 Winkelsekunden. Wüsste man nun noch den Abstand zwischen Auge und Punkt, könnte man die Anzahl der Punkte in einer Linie zählen.

Die Punkte R1, R5, R7, R9 oder die Punkte R3, B2, B4, R11 beispielsweise bilden eine diskrete Linie. R5 und R8 haben je drei *direkte Nachbarn*, nämlich R1, B1, R7 bzw. R6, B4, R12. Ein Farbpunkt hat nun relativ zu seiner Nachbarschaft eine Lage, d.h. die Lage wird durch Nachbarschaft bestimmt. R5 beispielsweise hat dieselbe Lage wie R8, wenn R5 in der Nachbarschaft von R6, B4, R12 ist.¹⁸ Eine der assoziativen Relationen zwischen den Farbpunkten, die Hume neben der Ähnlichkeit zulässt, ist die räumliche *Kontiguität*. Nachbarschaftsrelationen sind also räumliche Kontiguitätsrelationen. Beispielsweise ist B2 in direkter Kontiguität mit R6. Wir können diese Kontiguitätsrelationen K wie folgt ausdrücken: $K(B2, R6)$. $K(B2, R6)$ ist ein zusammengesetzter Eindruck, „der zusammengesetzt und teilbar ist und deshalb in zwei Teile unterschieden werden kann, von denen jeder sein deutliches und getrenntes Sein beibehält“ (T 1.2.4.6). Aus wie vielen Eindrücken besteht $K(B2, R6)$? Zwei. Die Kontiguitätsrelation $K(...)$ ist kein Eindruck, sondern die „Erscheinungsweise.“ (T 1.2.3.4). Eine andere assoziative Relation zwischen Farbpunkten ist, wie wir wissen, Ähnlichkeit. In unserem Beispiel sind sich B1, B2, B3 und B4 maximal ähnlich. Wir können diese wie folgt ausdrücken: $\ddot{A}(B1, B2, B3, B4)$. Dies ist ein zusammengesetzter Eindruck, der aus vier einfachen Eindrücken besteht. Die vier Farbpunkte in $\ddot{A}(B1, B2, B3, B4)$ sind sich ähnlicher als die zwei Farbpunkte in $K(B2, R6)$, sie sind maximal ähnlich (qualitativ identisch, numerisch verschieden). Zugleich sind die vier blauen Punkte auch benachbart: $K(B1, B2, B3, B4)$. Dies bedeutet, dass die assoziative Verbindung zwischen den vier blauen Punkten *stärker und lebendiger* ist als diejenige zwischen den beiden anderen Punkten. Deshalb bilden (B1, B2, B3, B4) einen Farbflecken oder -tupfer, nicht aber (B2, R6). Sie erscheinen als ausgedehnte Farboberfläche.¹⁹

¹⁸ Wenn R5 dieselbe Lage hat wie R8, teilen R5 und R8 dann nicht eine Eigenschaft, nämlich die der Nachbarschaft von R6, B4, R12? Die Nachbarschaft ist eine Relation zwischen einfachen Eindrücken, keine Eigenschaft eines einfachen Eindrucks. Da qualitative identische Eindrücke wie R5 und R8 sich in der dargestellten Fläche durch ihre Lage unterscheiden, würden sie gleichsam ihre Identität tauschen.

¹⁹ Die *Idee* der Farbfläche (B1, B2, B3, B4) ist eine genaue Kopie des zusammengesetzten Eindrucks. Diese Idee ist in Wirklichkeit eine zusammengesetzte Idee, aber wir können sie als einfache Idee behandeln. Nicht nur für alle praktischen Fälle reicht uns diese Sichtweise aus, sondern auch für viele theoretische Analysen.



Das ist ihre „manner of appearance“. Die einzelnen B-Farbpunkte bilden eine blaue, die einzelnen R-Farbpunkte eine rote Oberfläche. Jeder Punkt ist ein Teil der jeweiligen Farbfläche.

10.3.7 Nichtlokalisierbare einfache Eindrücke, Bündelbündel und ich selbst

Wir haben mit dem vorigen Abschnitt die Frage, was einfache Eindrücke sind, bereits hinter uns gelassen und uns zusammengesetzten Eindrücken (Farbflächen) zugewendet. Hume versucht an verschiedenen Stellen des *Treatise* zu zeigen, wie aus Tropen Wahrnehmungsobjekte gleichsam zusammengesetzt werden. Sowohl der Seh- als auch der Tastsinn haben es mit ausgedehnten und lokalisierbaren Eindrücken zu tun, doch während der Sehsinn Farbtropen wahrnimmt, nimmt der Tastsinn Solidität (*solidity*) wahr (vgl. T 1.2.3.15). Solide Farbflächen sind also zusammengesetzt aus einfachen Eindrücken, aus Farb- und Tastpunkten. Das Braune und Trockene der Feige oder das Grüne und Glatte der Olive befindet sich nicht *auf* der jeweiligen Haut, sondern *ist* die jeweilige Haut. Der Umstand, dass Farben und tastbare Eigenschaften Oberflächen bilden, erklärt, warum uns Farben und tastbare Eigenschaften als an einem bestimmten Ort lokalisiert erscheinen. Wie steht es aber mit Ton, Geruch und Geschmack? Erstaunlicherweise behauptet Hume, dass die einfachen Eindrücke dieser drei Sinnesmodalitäten (und auch alle Eindrücke der Reflexion, d.h. Empfindungen und Gefühle) nicht lokalisiert sind. Sie existieren an keinem Ort, nirgends.²⁰ Nicht-lokalisierte Eindrü-

²⁰ Abstrakte Entitäten werden bisweilen als Entitäten bezeichnet, die nicht räumlich oder zeitlich lokalisiert sind. Humes Nominalismus verwirft abstrakte Entitäten in

cke können sich folglich nicht in räumlicher Kontiguität zu anderen Eindrücken befinden. Wie ist es dann zu erklären, dass Gerüche, Düfte und Töne räumlich lokalisierbar sind? Hume erklärt in T 1.4.5.9–13 wie sich diese nicht-lokaliserten Qualitäten mit ausgedehnten Objekten mittels zeitlicher Kontiguität und Kausalität assoziieren. Wir haben durch Gewohnheit gelernt, dass beispielsweise Feigen süß und Oliven bitter schmecken. Beim Anblick dieser Früchte schließen wir also unwillkürlich auf die entsprechenden Wirkungen. Nicht nur die Kausalität verbindet Geschmäcker mit lokalisierten Farbflächen, sondern auch die zeitliche Kontiguität: Sobald wir die Olive in den Mund befördern, entfaltet sich der bittere Geschmack. Hume behauptet weiter, dass wir eine natürliche Tendenz haben, starke Assoziationsrelationen zusätzlich zu verstärken, sodass wir die räumlich Relation auf die vorhandenen Assoziationen projizieren, „um die Verbindungen weiter zu stärken“ (T 1.4.5.12). Auf dieselbe Weise, wie nichträumliche Eigenschaften wie Geschmack, Ton oder Geruch in einem lokalisierbaren Objekt sein können, können nichträumliche Eigenschaften wie Schmerzen, Geistesblitze, Erinnerungen oder Gedanken in einem lokalisierbaren Körper sein. Eine Olive ist ein relativ einfaches Bündel von (lokalisierbaren und nichtlokalisierbaren) Tropen und eine Person ist ein ungeheuer komplexes Bündel von (lokalisierbaren und nichtlokalisierbaren) Tropen. In T 1.4.2 bemüht sich Hume zu zeigen, wie wir solche momentanen Tropenbündel (die Olive, die wir jetzt wahrnehmen) in einer zeitlichen Abfolge als dauerhaft existierende Objekte repräsentieren können. Er behauptet, dass Dinge nicht nur Tropenbündel sind, sondern Bündel von Tropenbündeln: Bündelbündel. Die Olive gestern, vorhin und jetzt ist ein *dauerndes* Bündel von *momentanen* Bündeln.²¹ Während momentane Bündel Komplexe kopräsender Eindrücke sind, sind dauernde Bündel eine Serie von momentanen Bündeln. Wenn wir unterschiedliche zeitliche Abschnitte einer Olive sehen, liegt ein dauerndes Bündel vor (eine zusammengesetzte Idee), das auf unterschiedliche momentane Tropenbündel (mit Tropen wie grün, oval, glänzend, bitter usw.) zurückgeführt werden kann. Diesem Bündelbündel können wir über Wahrnehmungsunterbrechungen hinweg Konstanz und über Veränderungen hinweg Kohärenz zuschreiben.

diesem Sinne nicht. Er behauptet, dass „an object may exist, and yet be no where“ (T 1.4.5.10).

²¹ Vgl. Casullo 1988; Wild 2008.

Am Ende des *Treatise* wirft Hume in einem berühmten Abschnitt ein vertracktes Problem auf, nämlich das Problem der personalen Identität (vgl. T 1.4.6). Hume fragt, ob wir in der Introspektion einen Eindruck unserer selbst finden können. Doch wenn ich auf mein Bewusstsein achte, so finde ich nur einen Fluss von Ideen, von sekundären und primären Eindrücken, aber keinen Eindruck meiner selbst. Die Idee des Selbst kann also nicht direkt von einem Eindruck abgeleitet werden. Doch die sekundären Eindrücke (Empfindungen, Gefühle) schreibe *ich* mir und meinem Körper zu, die primären Eindrücke finde *ich* etwa in der Sinneswahrnehmung vor (aber ich schreibe sie mir nicht zu), Ideen schließlich handeln von inneren und äußeren Dingen, doch *ich* bin es, der diese Ideen hat. Humes radikale Ontologie lässt offenbar keinen Platz für etwas, dem Eigenschaften zukommen, auch nicht für mich.²² Der einzige Ausweg scheint zu sein, dass ich ein Bündel bin. Aber wie kommt es, dass ich mich als dieselbe Person über Zeit hinweg auffasse? Ich muss, wie andere Dinge auch, ein Bündelbündel sein. Doch Bündelbündel werden von mir vorgestellt. Wer stellt das Bündelbündel vor, das ich bin? An zwei Prinzipien möchte Hume nicht rütteln: Alle Perzeptionen sind trennbar und zwischen Perzeptionen bestehen keine realen Verbindungen. Aus dem ersten Prinzip folgt, dass die Perzeptionen keiner Substanz inhärieren, ich bin also keine (geistige) Substanz, die Perzeptionen hat. Aus dem zweiten Prinzip folgt, dass meine Perzeptionen nicht durch reale Relationen verbunden sind, somit sind meine Perzeptionen (bin ich) durch die von mir vorgestellten Verbindungen verbunden. Aber wer denkt diese Verbindungen? Humes Tropenontologie führt ihn auf ein wichtiges Problem: Offenbar kann ich mir mich selbst nicht als Ding (als Substanz, Trope, Bündel oder Bündelbündel) vorstellen. Aber was bin ich dann? Hume gesteht, hier keine Antwort zu wissen, schließt aber nicht aus, dass es eine geben kann. Auch dieses Eingeständnis ist ein Schritt über die Ideentheorie und ihren metaphysischen Rahmen hinaus.

²² Vgl. Van Cleve 1985.

